

Stefan Slupetzky

Lesereise Mauritius

*Zum Segatanz unter dem
Flammenbaum*

Picus Verlag Wien



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869

Copyright © 2005 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Überarbeitete Neuauflage 2016

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: © Earl & Nazima Kowall/CORBIS

Druck und Verarbeitung:

Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

ISBN 978-3-7117-1066-6

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

www.picus.at

Inhalt

Unser Mann in Rose Hill	9
Die Vertreibung des Paradieses	17
Wetterkapriolen	28
Tata, Tatar und Tartarus	38
Natur ist, wenn es trotzdem blüht	49
Minimundus im Indischen Ozean	59
Ordnung ist relativ	65
Inselzauber	77
Warum Kreolen niemals Pepsi trinken	84
Machen wir's französisch	98
Wie man einen Hund veröffentlicht	116
Gaumenfreuden	123

Unser Mann in Rose Hill

Seit zwei Tagen wütet er schon, der Novembersturm über Österreich, reißt die Dächer von den Häusern, entwurzelt Bäume, stürzt Lastwagen um. Einen Toten hat es bereits gegeben, draußen auf der Südautobahn ist sein Truck samt Anhänger über die Leitplanken geweht worden.

Fünf Uhr früh ist es jetzt in Wien, finstere, frostige fünf Uhr früh. Wir jausnen. Über unseren Köpfen breitet ein gewaltiger Mangobaum seine schwer behangenen Äste aus, spendet Schatten vor der ersten Glut des Tages. Um sieben, vor einer knappen Stunde also, sind wir auf Mauritius gelandet.

Unser Mann hat uns vom südöstlich gelegenen Flughafen abgeholt und uns mit seinem Pick-up quer durchs Land chauffiert; jetzt sitzen wir auf der Terrasse seines Hauses im nordwestlichen Rose Hill und genießen die Spezialitäten, die wir ihm aus dem guten alten Europa mitgebracht haben: deftiges steirisches Schwarzbrot mit Grammelschmalz und einer Prise ungarischen Paprikas, dazu ein Stamperl Waldviertler Mohnkornbrand, der seinesgleichen sucht. Diese Dinge, sagt Jens, sind es, die er gleich nach seiner Familie am meisten vermisst. Das Wetter mit Abstand am wenigsten.

Jens Kleefers ist in Belgisch-Kongo geboren, aber

im Burgenland aufgewachsen; er hat nach ausgedehnten Reisen durch den Nahen Osten und durch Afrika seine mauritische Frau Marie-Lourdes kennengelernt und ist nach einer weiteren, in Gambia verbrachten Zeit endgültig in Mauritius sesshaft geworden. Zwölf Jahre ist das nun her. Jens öffnet eine der großen Tafeln Schweizer Schokolade, bricht sie behutsam auseinander, teilt ein, rationiert, schiebt sich endlich eine Ecke in den Mund, schließt genießerisch die Augen. Zwei Meter über seinem Kopf kriecht ein rötlich-grün schillernder Gecko aus einer Ritze in der Wand und wartet auf unachtsame Insekten.

Mauritius also.

Der gewöhnliche europäische Binnenlandsmensch weiß nicht sehr viel über dieses Land; seine Kenntnis beschränkt sich zumeist auf einige wenige Eckdaten. Dass es eine Insel ist zum Beispiel. Dass sie weit unten im Süden liegt, wo der Weihnachtsmann vergeblich nach Kaminen sucht. Dass es auch eine blaue gibt, eine Briefmarke nämlich, die zum weltweiten Inbegriff philatelistischer Begehrlichkeit geworden ist ...

Julia und ich glauben schon ein bisschen mehr zu wissen, was nicht nur daher rührt, dass wir uns die betreffende Fachliteratur zu Gemüte geführt haben: In erster Linie stützt sich unsere Einschätzung auf die Berichte meines Bruders Tomas, der schon dreimal hier gewesen ist. Besonders die Sonne und die Küche von Mauritius haben ihn jedes Mal sichtlich gezeichnet, und er hat im Gegenzug sei-

ne Spuren auf der Insel hinterlassen: Nicht lange nach unserer Ankunft begegnen wir in einer Seitengasse des Badeortes Flic en Flac einem kreolischen Ehepaar, das uns entgeistert aufhorchen lässt. »Hans-Franz, wüüüst an Kaffee?«, hören wir die Frau in breitestem Wienerisch zu ihrem Mann sagen. »Geh schajßen, Oide!«, entgegnet er freundlich, bevor sie beide in schallendes Gelächter ausbrechen. Die zwei heißen Jean-François und Valérie; sie haben meinen Bruder vor mehreren Jahren kennengelernt, ins Herz geschlossen und ihm – im Tausch gegen ein paar Brocken Wienerisch – das eine oder andere kreolische Wort beigebracht.

Natürlich habe ich meine Vorstellungen von dem, was uns in diesem Land erwartet. Fantasien, die auf keinen Büchern oder Erzählungen beruhen, sondern schon eher der Kategorie »Schwärmerei und Inselromantik« zuzurechnen sind. Was ist es denn schließlich, das einen in die Fremde treibt? Was bringt den westlichen Wohlstandsbürger dazu, Jahr für Jahr sein komfortables Bett, seinen zum Bersten gefüllten Kühlschranks und seinen in mühevollen Stunden programmierten Fernsehapparat zurückzulassen, den sicheren Hort seines blank gescheuerten Fließwasserthrons gegen schmutzverkrustete, stinkende Strandkloaken einzutauschen? Ist es eine Art Entdeckerdrang? Wohl kaum. Denn was, bitte schön, soll man noch groß entdecken an Gegenden, die Jahr für Jahr von abertausenden leichenblassen Touristenbeinen platt getrampelt werden? Vor allem: Welche Neuigkeiten werden

sich dem Globetrotter wohl auf seinen täglichen Wegen zwischen Leintuch und Badetuch offenbaren? Die Antwort ist so nahe liegend wie ernüchternd: Der heutige Mensch fährt nicht so sehr weg, um sich einem Ziel zu nähern, als vielmehr, um sich von daheim zu entfernen. Je weiter weg, desto besser, denn: Sein Leben geht ihm auf die Nerven. Es entbehrt der Stille, der Einfachheit, Klarheit und Schönheit, der Kontemplation. Mit jeder Reise versucht er zugleich den Beweis dafür anzutreten, dass sein gewohnter, von Hektik und Lärm durchpulster Lebensstil für sein Glück gar nicht notwendig ist. So reduziert sich sein Wandertrieb meistens darauf, einem Traum nachzujagen, dem Traum vom entspannten Vergessen, der schlichten Hoffnung auf das Paradies. Wird diese Hoffnung in der kurzen Frist seines Urlaubs auch nur ansatzweise erfüllt, dann war es eine gute Reise und er kehrt erfrischt in sein altes, ungeliebtes Leben zurück, um es da fortzusetzen, wo er drei Wochen zuvor die Pausetaste gedrückt hat. Der augenzwinkernde Gedanke an eine Zäsur, an ein dauerhaftes Abschalten, Umkrempeln und Aussteigen bleibt fast immer nur Koketterie.

Der aufgeschlossene Reisende sieht seinem Ziel ins Angesicht, um es abzuschätzen, einzuschätzen und um damit auch sich selbst ein Stück besser kennenzulernen. Nicht mehr und nicht weniger. Schließlich lässt sich ein Land in so vielfältiger Hinsicht wahrnehmen wie ein Mensch: Man kann es vermessen, abklopfen, prüfen, tranchieren, sezie-

ren und analysieren, man kann es betrachten, belauschen, berühren, kneten, streicheln und lecken. Man kann daran riechen. Die Möglichkeiten der topografischen Beschreibung der Welt sind so facettenreich wie die der anatomischen ihrer Bewohner, und so wie es Tonnen von medizinischer Literatur über Psyche und Körper des Menschen bis hin zu den kleinsten Wurmfortsätzen gibt, so haben Geologen, Meteorologen, Biologen, Ökologen, Archäologen, Soziologen und Ethnologen das Ihre mit der großen weiten Welt getan.

Hat man nun aber das Wesen eines Menschen begriffen, sobald man seine Blutgruppe kennt? Seine Haarfarbe? Oder die Zahl seiner Darmwindungen? Mit Sicherheit nicht. Seine Persönlichkeit offenbart sich weit eher in kleinen Gesten und Eigenheiten, in der Art beispielsweise, wie er abends seine Socken über den Stuhl hängt, wie er an einem frostigen Tag aus dem Fenster blickt oder wie er ein Stück Zucker in seinen Kaffee rührt.

Die Insel Mauritius ist so eine Persönlichkeit. Und eine unendlich vielschichtige noch dazu. Ihr tieferes Wesen ist so komplex, dass es den Feriengästen für gewöhnlich vollkommen verborgen bleibt. Die begnügen sich mit beschaulichen Tagen am Strand oder Pool, gießen sich den einen oder anderen Cocktail hinter die Binde und genießen die vom Hotelkoch bis zur Unkenntlichkeit entschärfte, gleichwohl als »mauritisches« bezeichnete Küche. Vielleicht drehen sie auch hin und wieder eine Runde auf dem Golfplatz, oder sie lassen

sich in Kleinbussen zu den Sehenswürdigkeiten des Landes chauffieren, um nach ihrer Heimkehr nicht als kulturscheue Banausen zu gelten. Sie geben sich insgesamt einer Art der Urlaubsbelustigung hin, die nicht nur angenehm, sondern auch legitim ist: Schließlich bietet Mauritius die idealen Voraussetzungen für entspannte und üppige, ja luxuriöse Ferien. Jegliche Form des Massentourismus (wie Charterflüge, Pauschal- oder Gruppenangebote) wurde bislang von der Insel ferngehalten, was sich natürlich in der Qualität (und im Preis) des touristischen Angebotes niederschlägt. Sich also mit dem selektiven Bildausschnitt der Reiseindustrie zu begnügen, ist durchaus schön und gut, nur: Das Land und seine Leute lernt man auf diese Art nicht kennen.

Zugegeben: Es fällt uns verhältnismäßig leicht, Mauritius ins Angesicht zu sehen, steht uns doch jemand zur Seite, der uns beharrlich die Augen öffnet. Unser Mann in Rose Hill nämlich und seine Frau, deren Wurzeln untrennbar mit denen der Insel verflochten sind.

Statt uns in eine der strandnahen, prachtvollen Touristenklaven zu begeben, haben Julia und ich – schon aus finanziellen Gründen – die warmherzige Gastfreundschaft von Jens und Marie-Lourdes in Anspruch genommen. Das hieß nicht nur, dass unser tägliches Leben näher am Puls der Insel verlief, sondern auch, dass wir Zugang zu einer Fülle von – gleichsam internen – Informationen hatten, ohne die dieses Buch nicht entstanden wäre.

Es ist also ein Gemeinschaftsprodukt von Jens und mir, und die Idee, die ihm zugrunde liegt, spiegelt zugleich unsere Arbeitsmethode wider: Der Weise kann zwar die Antworten geben, aber der Narr muss zuerst die Fragen stellen. Und im Fragen ist der Narr der Meister, weil sein Blick noch ungetrübt vom Wissen ist.

Die Subjektivität unseres Unterfangens ist vorprogrammiert. Was Jens betrifft, so ist ihm Mauritius in einem solchen Maß zur Alltagswelt geworden, dass seine Unbefangenheit in manchen Bereichen getrübt sein mag, und was mich angeht, so kann ich viele meiner Eindrücke nur an den übersteigerten Fantasien messen, mit denen ich ins Flugzeug gestiegen bin. Aber die Beschreibung eines Landes ähnelt eben der Beschreibung eines Menschen: Sein Wesen misst sich immer auch am Wesen des Beschreibenden; Einschätzung, Wertung, Achtung und Antipathie sind stets die Resultate einer feinstofflich-chemischen Reaktion zwischen Kiebitz und Proband.

Mauritius also.

Der Versuch es zu fassen (vor allem in Worte), es einzufangen und festzunageln wie einen Schmetterling, ist definitiv zum Scheitern verurteilt. Man kann sich ihm aber nähern, man kann es vorsichtig einkreisen, um es – in Maßen – verstehen zu lernen. Was immer Julia und ich von diesem Land erwarten, was immer wir darüber zu wissen glauben, nach wenigen Tagen beginnen wir ratlos, es über Bord zu werfen. Jeder Versuch, das Inselleben in bekannte Muster

einzuordnen, jeder Ansatz einer Kategorisierung wird im Keim erstickt. Die Schemata bleiben schemenhaft, blitzen auf, schimmern durch und werden schon Minuten später unbarmherzig ad absurdum geführt. Mauritius, so scheint uns, ist die Ausnahme, die sich selbst zur Regel erhebt. Und nicht einmal das lässt sich mit Sicherheit sagen.

In einem Staat, der auf so abenteuerliche und grausame Weise zur Welt kam, bleibt vom traumatischen Erlebnis seiner Geburt kaum etwas unberührt. Die einzige, im eigentlichen Wortsinn periphere Ausnahme bilden die Ränder der Insel, die breiten, lang gestreckten Sandstrände mit den ihnen vorgelagerten wuchernden Korallenfeldern und die südlichen Klippen in all ihrer schroffen Ungerührtheit. Was aber die innere Substanz des Landes anbelangt, seine greifbare, sichtbare Landschaft ebenso wie seine kulturelle und geistige, so lässt sie sich im besten Fall durch Kenntnis der Vergangenheit entschlüsseln.

Die Vertreibung des Paradieses

Mit zweitausend Quadratkilometern knapp fünfmal so groß wie Wien, liegt Mauritius am zwanzigsten südlichen Breitengrad im Indischen Ozean. Damit ist es das vorletzte in einer Reihe immer kleiner werdender Eilande, die sich von Afrika aus gegen Osten hin auffädeln wie die wohlgeordneten Perlen eines göttlichen Juweliers. Auf Madagaskar, dessen Ausdehnung jener der iberischen Halbinsel entspricht, folgt das französische Departement Réunion, das etwa so groß ist wie Luxemburg, dann Mauritius und schließlich, mit einer Größe von hundert Quadratkilometern, Rodrigues, das Mauritius politisch und wirtschaftlich angegliedert ist. Nach Rodrigues kommt gar nichts mehr, nur noch fünftausendfünfhundert Kilometer Wasser bis zur Westküste Australiens.

In der einschlägigen Reiseliteratur findet sich eine Reihe von Büchern und Berichten über Mauritius, die einander zumeist in den Grundzügen gleichen: Euphorisch wird zunächst die prächtige Landschaft gerühmt, die teils üppige, wuchernde Vegetation im Landesinneren, die herrlichen Strände und die mit Myriaden schillernder Fische bevölkerten Buchten. Nicht lange, und das Hohelied auf die Natur der Insel weicht einem Lobgesang auf die Mentalität ihrer Bewohner: Ein beispieello-

ses Potpourri verschiedener Völker, Kulturen und Religionen findet sich hier, so heißt es dann, und alle leben in unverbrüchlichem Frieden und vollkommener Harmonie zusammen ...

Gleich vorweg: Keine dieser Behauptungen wird sich im Lauf unseres Aufenthaltes als unrichtig erweisen. Solange wir unseren Blickwinkel auf das beschränken, was wir sehen und erleben *wollen*, solange wir alle Eindrücke beiseiteschieben, die unseren Inselträumen zuwiderlaufen, so lange stellt sich uns Mauritius tatsächlich als ein Garten Eden dar. Der andere, sinistre Teil der Wahrheit tritt erst dann ans Licht, wenn wir die rosarote Touristenbrille ablegen.

Dass die Insel einst ein Paradies auf Erden gewesen sein muss, steht außer Frage. Jahraus, jahrein gesegnet mit Wärme und ausreichend Feuchtigkeit, wuchsen dichte, saftige Wälder aus ihrer fruchtbaren Vulkanerde, und in diesen Wäldern hatten sich über die Zeiten Tiere entwickelt, wie es sie nirgendwo anders gab. Tiere, die keiner Reißzähne, keiner tödlichen Krallen und keines Giftes bedurften, weil sie einander keine Feinde waren. Vögel, die nicht fliegen konnten, weil sie keinen Grund mehr dazu hatten: Von nichts und niemandem bedroht, lebten sie ihr zufriedenes Leben in diesem vegetarischen Schlaraffenland.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts tauchte die bislang unbewohnte Insel erstmals auf portugiesischen Seekarten auf. Von da an dauerte es keine zweihundert Jahre, bis der Mensch ihre Fauna und

Flora unwiederbringlich zerstört hatte. Das hervorragende Ebenholz der mauritischen Urwaldriesen erzielte Höchstpreise auf dem europäischen Markt – Grund genug für die ersten holländischen Siedler, den gesamten Baumbestand abzuholzen. Der Dodo – jener flugunfähige Vogel, der heute das mauritische Wappen ziert – wurde in Rekordzeit ausgerottet. Seine Schwerfälligkeit und seine Zutraulichkeit machten ihn zur leichten Beute für die Matrosen und Siedler, während seine Eier von den unwillentlich eingeschleppten Ratten und den vorsätzlich importierten Schweinen, Ziegen und Affen verspeist wurden. Nicht anders erging es den legendären Riesenschildkröten: Zu Hunderten wurden sie als lebender Proviant an Bord vorbeifahrender Schiffe gebunkert. Man drehte die Tiere auf den Rücken und stapelte sie in den Frachträumen, wo sie – ohne Wasser und Nahrung – oft noch wochenlang vor sich hin vegetierten, bis sie der Schiffskoch von ihrem Schicksal erlöste. Die wenigen Exemplare, die man heute in diversen mauritischen Naturparks bestaunen kann, sind erst im 20. Jahrhundert wieder eingeführt worden. Sie stammen von den Aldabra-Inseln nördlich Madagaskars.

Nachdem die Holländer das Land verwüstet hatten, wurde es von Frankreich annektiert – in erster Linie, um den immer dreisteren Seeräubern, die den florierenden Handel mit Ostindien bedrohten, besser Paroli bieten zu können. Neben Madagaskar und den Inseln Sainte Marie und Réunion hatte Mauritius bis dahin zu den belieb-

testen Zufluchtsorten der Freibeuter gezählt, nun verloren sie diesen Stützpunkt an die Franzosen. Der Hafen des heutigen Port Louis wurde ausgebaut, Soldaten und Kriegsschiffe darin stationiert: Alle Maßnahmen wurden ergriffen, um den Kampf gegen die Piraterie zu gewinnen. Dass die Insel knapp zweihundert Jahre später noch einmal als Piratenbasis dienen sollte, sei hier nur am Rand erwähnt: Die unter französischer Flagge segelnden Korsaren, die vornehmlich englische Schiffe überfielen, fanden hier Schutz und Zerstreuung, Kost und Logis.

Nicht nur in militärischer Hinsicht entwickelte sich die französische Kolonie prächtig, sie wurde auch zu einer höchst rentablen Einnahmequelle. Einerseits zählte Port Louis schon bald zu den wichtigsten Handelshäfen im Indischen Ozean, andererseits ermöglichte es der Kahlschlag der Wälder, Landwirtschaft in großem Stil zu betreiben: Aus Ostafrika und Madagaskar wurden Sklaven importiert, um die abgerodeten Böden mit Zuckerrohr zu bepflanzen und den Umsatz der Plantagenbesitzer und Menschenhändler zu mehren. So wuchs der Sklavenhandel binnen weniger Jahre zu einem blühenden und überaus lukrativen Geschäftszweig heran: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts betrug der Anteil der Sklaven an der Gesamtbevölkerung nicht weniger als fünfundachtzig Prozent.

Wie diese Leibeigenen behandelt wurden, kann man in diversen Berichten nachlesen: Sie auszupeitschen und anschließend Salz in die klaffenden

Wunden zu reiben, zählte nur zu den Strafen für geringe Vergehen. Fluchtversuche über das offene Meer wurden mit der Amputation von Ohren, Armen oder Beinen geahndet. Die Todesstrafe wandte man dagegen selten an: Es widersprach ganz einfach der wirtschaftlichen Vernunft, eine Arbeitskraft zu töten, die man für teures Geld in Port Louis erstanden hatte.

Dass sie die Sklaven wie Tiere hielten, hinderte die weißen Herren aber nicht daran, ihre menschlichen Bedürfnisse an ihnen zu befriedigen. Der chronische Frauenmangel, der schon zu Zeiten der Holländer auf Mauritius geherrscht hatte, bescherte einer Unzahl junger Sklavinnen die zweifelhafte Ehre, von ihren Besitzern beschlafen und geschwängert zu werden, was für die Kolonialherren in zweierlei Hinsicht einträglich war. Neben dem persönlichen Lustgewinn zogen sie nämlich auch einen beträchtlichen wirtschaftlichen Nutzen daraus, weil die so entstandenen Mischlingskinder ihre Belegschaft vermehrten: Sie galten ebenfalls als Sklaven. Die Kreolen – etwa ein Viertel der heutigen mauritischen Bevölkerung – stammen aus solchen Verbindungen, sie sind gewissermaßen die Nachfahren der Täter wie auch der Opfer.

Im Jahr 1796 wurde die Sklaverei in Frankreich und in seinen Kolonien abgeschafft. In ganz Frankreich? Nein! Eine von unbeugsamen Kolonialisten bevölkerte Insel hörte nicht auf, Widerstand zu leisten – und blieb erfolgreich. Die Proteste der Plantagenbesitzer waren so vehement, dass die

französischen Abolitions Gesetze in Mauritius nicht durchgesetzt werden konnten – die Sklaven mussten noch beinahe vierzig Jahre auf ihre Befreiung warten.

Als Folge des englisch-französischen Krieges fiel die Insel im Jahr 1810 an die Engländer. Sie waren es, die der Sklaverei 1835 schließlich ein Ende machten – zumindest auf dem Papier. Als Entschädigung für den Verlust ihrer mehr als kostengünstigen Arbeitskräfte streiften die Plantagenbesitzer nämlich nicht nur hohe Summen aus der englischen Staatskasse ein, sie gingen auch sofort daran, sich Ersatz zu beschaffen: Vorwiegend in Indien wurden befristete Vertragsarbeiter – sogenannte *Kulis* – angeheuert, die von ihren Herren kaum besser behandelt wurden als zuvor die Afrikaner. Da man ihnen in der Regel das nach Ablauf ihrer Verträge zugesicherte Recht auf Rückkehr in ihre Heimat verweigerte und sie stattdessen mit Gewalt dazu zwang, im Land zu bleiben, stellen ihre Nachfahren heute mit beinahe siebzig Prozent die größte Bevölkerungsgruppe. Dazu kommt, dass auch unter den Kreolen ein teils starker indischer Einschlag existiert, was einmal mehr auf den damals geringen weiblichen Bevölkerungsanteil zurückzuführen ist. Oft trafen ganze Schiffsladungen indischer Mädchen in Port Louis ein, die noch im Hafen an heiratswillige kreolische Männer verteilt wurden. Um Animositäten zu vermeiden, führte man die Frauen hinter einen Vorhang, der nur den Blick auf ihre Füße freigab, und ließ dann die Männer ihre Wahl treffen.

Drei Prozent der Mauritier sind Chinesen. Vorwiegend als Händler ins Land gekommen, betreiben sie heute die meisten der Restaurants und viele der kleinen Einkaufsläden in den Städten und Dörfern. Der Rest – um die zwei Prozent – bildet das Schaumhäubchen auf der mauritischen Menschenmelange. Es sind die direkten Ahnen der weißen Kolonialherren, denen heute nach wie vor der Großteil der Insel gehört. An den Besitzverhältnissen hat sich also in den letzten dreihundert Jahren nicht viel geändert.

Am 12. März 1968 entließen die Briten Mauritius in die Unabhängigkeit. Kaum drei Jahre später wurde das Land von schweren Unruhen erschüttert. Es war aber kein Aufruhr gegen die Weißen, die wohl geborgen hinter den Mauern ihrer Anwesen in Floreal oder Trou d'Eau Douce saßen. Islamische Inder und katholische Kreolen waren es, die gegeneinander antraten. Sie lieferten sich tagelange Straßenschlachten, die mehrere Tote forderten und die sich bis heute in das kollektive Gedächtnis der Insulaner eingebrannt haben. Und dann die Sache im Frühjahr 1999, als der populäre kreolische Sänger Kaya wegen Marihuanakonsums ins Gefängnis gesperrt wurde, wo er kurz darauf an einem dubiosen Schädelbruch verstarb. In Folge kam es wieder zu schweren Ausschreitungen: Kreolische Demonstranten besetzten Polizeistationen, plünderten Geschäfte und zerstörten eine Reihe von Hindutempeln; im Gegenzug zündeten mehrere Hundertschaften von Hindus kreolische Häuser an.

Im Kugelhagel der Polizei fanden drei Menschen den Tod.

Eigentlich, sagt unser Mann in Rose Hill, sitzen wir hier auf einem Pulverfass; weil aber alle darauf warten, dass es explodiert, zündet keiner die Lunte an. Offenkundig politische Gewaltverbrechen bilden in der Tat die seltene Ausnahme in der jüngeren mauritischen Geschichte, und wenn sie doch geschehen, bleibt die genaue Deutung ihrer Motive meist im Dunkeln: Der verheerende Brandanschlag, der im Sommer 1999 auf das Casino in Port Louis verübt wurde, ist dafür bezeichnend. Die Frau und die zwei Kinder des chinesischen Besitzers erstickten damals qualvoll im Tresorraum, während das Gebäude völlig ausbrannte. Einige Moslems wurden der Tat beschuldigt und zu lebenslangen Freiheitsstrafen verurteilt. Den wahren Grund für den Anschlag kennt aber bis heute niemand so genau. Politische, rassistische, religiöse Motive? Persönliche gar? Oder doch eine simple Gasexplosion? Die Brandruine stand noch viele Jahre hinter den Markthallen in Port Luis, bevor sie abgerissen wurde.

Trotz all der Probleme, die Mauritius von seiner wechselhaften und tragischen Vergangenheit aufgebürdet wurden, hat es sich in den letzten vierzig Jahren zu einer der wenigen stabilen Demokratien Afrikas entwickelt – es ist an seinem Kindheitstrauma zwar nicht gewachsen, aber doch gereift. Freie Wahlen und Pressefreiheit sind in seiner Verfassung ebenso garantiert wie die Wahrung

der Menschenrechte. Dass Garantien dieser Art nicht immer eingehalten werden, ist wohl eher ein globales politisches Phänomen: Korruption und Vetternwirtschaft, eine stetige Tendenz zur Ausweitung des staatlichen Gewaltmonopols, wachsende Kontrolle der Medien und eine mit dem beliebten Slogan »Kampf gegen den Terrorismus« verbrämte zunehmend repressive Gesetzgebung sind beileibe keine mauritische Spezialität. Im Gegenteil: Der Umstand, dass all das auch hier zu finden ist, rückt die Insel nur noch ein Stück näher an den Westen heran. In politischer und wirtschaftlicher Hinsicht gibt sie ein kleines, wenn auch leicht schlampiges Bild der macht- und marktverliebten Welt da draußen wieder.

»Die Leute haben keine Zeit mehr füreinander«, meint Jens eines Abends. »Noch vor zehn Jahren war es gang und gäbe, dass man sich ständig Besuche abstattete. Man trank Rum, aß kleine Häppchen, die hier bei keinem geselligen Zusammensein fehlen dürfen, und plauderte. Heute ist es mit Rum und chinesischen Fritten nicht mehr getan, man muss mindestens Whisky und warme Fleischbällchen servieren, um vor den Nachbarn nicht schlecht dazustehen. Doch weil sich das auf Dauer niemand leisten kann, lädt man auch niemanden mehr ein. Davon abgesehen sind die meisten Menschen zu müde für ein intensives gesellschaftliches Leben: Fast jeder hier hat enorme Kredite zurückzuzahlen, für sein neues Auto, für seinen neuen Fernsehapparat, für seine neue Waschmaschine. Die Leute laufen dem

Geld nach, als ginge es um ihr Leben, und wenn sie es endlich haben, nehmen sie neue Darlehen auf ...«

Die New Economy hat also auch Mauritius fest im Griff. Mit allen Nebenwirkungen, die in Europa und in Amerika längst als notwendige Übel jeder Konsumgesellschaft gelten: Reichtum und Armut in extremen Ausformungen, weit verbreiteter Alkoholismus, gesteigerte Selbstmordraten, neuerdings (wenn auch noch im Verborgenen) ein Aufkeimen von Drogensucht und Prostitution. Fernseher, Autos und Waschmaschinen haben eben ihren Preis.

Am nächsten Tag fahren wir mit Jens die Westküste entlang in südlicher Richtung, wo sich – an der Rivière Noire – vor knapp zweihundert Jahren eine Vielzahl der damals befreiten Sklaven niederließ. Sie hatten das Angebot abgelehnt, als nunmehr bezahlte Arbeiter auf den Plantagen zu bleiben, und es stattdessen vorgezogen, in völliger Autonomie von Fischfang und Gemüseanbau zu leben. Später wanderten sie in die Städte und Dörfer ab, um sich nach und nach im großen mauritischen Schmelztiegel zu verlieren.

Das Bild, das sich uns an diesem Morgen bietet, wirkt ganz so, als sei die Zeit stehen geblieben: Ein langer Streifen an der Küste ist in winzige Parzellen gegliedert, auf denen noch winzige Wellblechverschläge stehen. Zwischen Wäscheleinen und Sperrmüll laufen wilde Hunde herum und stöbern nach Abfällen, aus den Ritzen und Spalten der Hütten, hinter notdürftig über die Türen gespan-

ten Tüchern wirft man uns misstrauische Blicke zu. Es sind die Ärmsten der Armen, die hier ihr Dasein fristen, sie lassen die Not alter Zeiten neu aufleben. *Squatters* werden diese Siedler an der Rivière Noire genannt, und es wird sie, wie Jens uns erklärt, hier nicht mehr lange geben: Da die Hütten illegal auf öffentlichem Grund errichtet wurden, plant die Regierung, sie niederzureißen und ihre Bewohner abzusiedeln – wo man sie unterbringen soll, weiß allerdings bis heute keiner.

Das andere Ende der Wohlstandsskala werden wir später an der gegenüberliegenden östlichen Küste finden. Neben Hotelanlagen und Golfplätzen hat sich hier die Hautevolee des Landes ihre Villen gebaut: Kilometerweit säumen mächtige, von hohen Mauern umfasste Festungen die Gestade der Insel, Wachposten, Pool und Wagenpark inklusive. Der Strand zwischen diesen Anwesen und dem Meer ist zwar öffentlich (ein mehrere Meter breiter Küstenstreifen, der rund um die Insel führt, gehört dem Staat und darf von niemandem in Besitz genommen werden), allein ihn zu erreichen ist meist nur vom Meer her möglich. Schulter an Schulter stehen die Mauern der Prachtchâteaux und verwehren uns den Zugang zum Wasser.